

Gisela Harras

„Man sollte den Buchstaben des Gesetzes ins Alphabet aufnehmen“

Hintergründige Wörtlichkeiten

Lieber Dieter,

das Zitat „Man sollte den Buchstaben des Gesetzes ins Alphabet aufnehmen“ habe ich aus drei Gründen als Titel meines Beitrags gewählt:

- 1) Das Original stammt aus der Feder des Dir wohl bekannten trefflichen Bertold Brecht.
- 2) Dein Dir ebenfalls wohl bekannter ehemaliger Kollege Manfred Bierwisch bemüht es launisch zur Beantwortung der pragmatischen Gretchenfrage nach der wörtlichen Bedeutung.
- 3) Es verweist schließlich auf eine wichtige Domäne Deines wissenschaftlichen Tuns.

Als Empfehlung ist es wohl alles andere als eine Anleitung zum praktischen Tun, sondern eher eine Art Wegweiser in Richtung auf das Nachdenken über die Natur unseres sprachlichen Tuns. Es fordert uns auf, die Sprache beim Wort, beim Wörtlichen zu nehmen, evoziert die Rückverwörtlichung oder gelehrter die Reliteralisierung des Nicht-wörtlichen. Verfahren solcher Evokationen kennen wir aus der Werbung, etwa wenn die Deutsche Bahn-AG unter dem Foto ihres neuesten ICE-Zugs sich selbst die preisende Zueignung „ein netter Zug der Deutschen Bahn“ verschreibt. Oder wir kennen solche Verfahren aus der schönen Literatur: In der Fabel von der Metapher und ihrem Genitiv heißt es in einem Gedicht von Victor Otto Stomps von 1957 unter der Überschrift: „Nomina sunt odiosa“:

Ich bin ja leider nur eine Beugung der Nomina,
klagte der arme Genitiv.

Metaphora besprach diese Klage mit ihren Töchtern
Metonymie und Synechdoche.

„Beugung der Nomina“, klingt pornographisch, meinten die Beiden, lüstern
errötend. (aus: Müller-Richter/Larcati (1998, S. 155).

Oder wir kennen solche Verfahren von dem eigenwilligen Sprachkritiker
Karl Kraus, der z.B. über einen Herrn der Freien Presse berichtet, dass dieser
schlichtweg behauptete, Shakespeares Welt sei eine Insel der Seligen, die „je-
der verlangenden Hand ihre goldenen Früchte reicht“ und weiter zitiert:

Allerdings auch ein Eden mit **einigen** Bäumen der Erkenntnis, **von denen** es
mehr als genug **harte Nüsse zu brechen gilt**. (Kraus 1987, S. 264)

Dies verleitet Kraus zu dem folgenden bissigen Kommentar:

Abgesehen von der Schwierigkeit der Vorstellung, daß es etliche Bäume der
Erkenntnis gibt und daß es Nußbäume der Erkenntnis sind, kann man von ein-
nem solchen zwar Nüsse brechen, nämlich pflücken, aber für die Schwierig-
keit des Brechens ist es völlig irrelevant, ob sie mehr oder weniger hart sind.
Eine harte Nuß brechen kann nur heißen, sie aufbrechen, nachdem sie schon
vom Baum gebrochen ist. Das meint er aber nicht, sondern er meint, daß es
die Früchte **vom** Baum der Erkenntnis zu brechen **gilt**, was wiederum darum
seine Schwierigkeit hat, weil es ja verboten ist. Item, er meint, es gelte, die
Nüsse von den Bäumen zu brechen. Sie aufbrechen ist erst das nächste, was
zu geschehen hat. Denn ...

und so zitiert Kraus weiter:

Daß ein Forscher, der wie ein **wetterfester** und **scharfäugiger Fährten-
sucher** den Wegen Shakespeares zu folgen gewohnt und gewillt ist, auch zahl-
reiche dieser harten Nüsse zu entkernen vermag, davon zeugt fast jede Seite
in diesem Buch. (Kraus 1987, S. 264.)

Natürlich, [fährt Kraus fort], es gehört noch keine Kraft dazu, die harten Nüs-
se vom Baum zu pflücken, jetzt erst, beim Entkernen, muss sich ihre Härte
bewähren. Warum einer aber dazu ein wetterfester und scharfäugiger Fähr-
tensucher sein muß und was ein solcher im Paradies überhaupt zu suchen hat,
mag jener wissen, dessen Wege noch unerforschlicher sind als die Shakes-
peares. (Kraus 1987, S. 264)

Wir stimmen Karl Kraus in seiner Sprachkritik zunächst zu, wundern uns dann allerdings über seine Reaktion auf eine kritische Zuschrift eines Lesers, der ihm schreibt:

In Ihren Sprüchen und Widersprüchen schreiben Sie: „Ich möchte den Schweiß um die Trophäen meiner Kindheit nicht von meiner Erinnerung wischen.“ Ohne diese Versicherung hätte ich nicht geglaubt, dass Ihre Erinnerung schwitzt. (Kraus 1987, S. 99)

Kraus repliziert darauf:

Aber warum sollte meine Erinnerung nicht schwitzen wie die Stirn, hinter die sie sich begibt, und wie die Stirn, an der sich begab, woran sie sich erinnert? Die Erinnerung tut doch alles, was ihr Inhalt tut! Das hat sie den gescheiterten Lesern voraus, die bei einem Gedicht nicht mittun wollen. (Kraus 1987, S. 100)

Kraus wirft also verdeckt seinem Leser mangelnde Kooperation vor: „er will nicht mittun“, heißt es. Er hängt zu sehr an der Wörtlichkeit, an der Eigentlichkeit der Rede, eine Leidenschaft, der viele Philosophen erlegen waren und es noch sind. Begonnen hat es bekanntlich mit Platons Kratylus, der behauptet, für jedes Seiende existiere eine von Natur aus richtige Benennung. Zu beweisen versucht er seine Behauptung mit dem Verfahren der Kombination von gesuchten und ausgesuchten Wörtlichkeiten: Die Wahrheit, griech. *aletheia*, beruht dem Wort nach auf der Bewegung, sie ist ein göttliches Umherschweifen (*theia ale*); die Lüge hingegen, *pseudos*, ist das Gegenteil der Bewegung, nämlich den Schlafenden (*katheudousin*) nachgebildet; nur verhüllt das *ps*, das noch hinzu gekommen ist, den Sinn des Wortes. Friedrich Schlegel sah sich angesichts „der Fülle des philologischen Scherzes“ veranlasst, den Ernst der Ideenlehre wieder einzufordern, und zwar durch eine gezielte Übertreibung des Scherzes (vgl. Willer 2002). So bemerkt er, dass *falsch* ja ganz dasselbe sei wie *Schlaf*, nur wunderbar genug, umgekehrt, um eben die Meinung des Wortes zu verbergen. Auf den ersten Blick finden wir diese Umkehrung irgendwie treffend, beim näheren Hinsehen bemerkt man allerdings eine Verschiebung der Argumentation von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit: das „umgekehrt“ verweist wohl auf die Linearität des Schriftlichen, allerdings stimmt es dann für unser Schriftsystem nicht so ganz; man müsste es in einer Art phonetischer Umschrift repräsentieren wie: *fal* und *laf*. Im Vorführen solcher wunderlichen (und eben darin evidenten) Umkehrungs- und Verbergungsweisen zeigen die Wörter

ein schier unendliches Potenzial der Ver- und Zerstörung ihrer Bedeutungen. Der Schritt von solcher Sinnverstörung zur Methode der systematischen Dekonstruktion eines Derrida erscheint klein (vgl. Ansen 1993).

Aber kehren wir zurück zum Krausschen Vorwurf, sein Leser wolle nicht mittun und fragen uns etwas genauer: Wobei will er nicht mittun? Damit sind wir natürlich bei der Frage angelangt, was den Prozess des Metaphorisierens ausmacht. Nehmen wir als Ausgang der Überlegungen ein prototypisches Beispiel: Peter sagt eines Morgens beim Frühstück gut gelaunt zu seiner Freundin:

(1) Du bist das Sahnehäubchen auf meinem Kaffee.

Auf der Ebene des Gesagten ist das in (1) Geäußerte falsch, und zwar offenkundig so falsch, dass der Sprecher davon ausgehen kann, dass der Adressat dies weiß. Der Sprecher hat also gegen die Qualitätsmaxime „sage nichts, was du für falsch hältst“ verstoßen und dies so offensichtlich, dass sich Zweifel an der Möglichkeit der Unterstellung des rationalen, kooperativen Handelns erheben. Die Äußerung (1) ist eine Behauptung. Behauptungen sind Kommunikationsversuche, mit denen der Sprecher die primäre Absicht verfolgt, den Hörer etwas glauben zu machen, im Fall von (1) zumindest, dass der Sprecher, Peter, glaubt, dass seine Freundin das Sahnehäubchen auf seinem Kaffee ist. Da die Äußerung in ihrem wörtlichen Verständnis ganz offensichtlich falsch ist, kann sie auch kein geeignetes Mittel sein, um diesen Glauben beim Adressaten zu erzeugen. Die Offenkundigkeit der Falschheit der Äußerung einerseits und die Offenkundigkeit der fehlenden Eignung der Äußerung als Behauptung andererseits sind Auslöser, um den Adressaten zu motivieren, nach einer Interpretation von (1) als wahr und angemessen zu suchen (vgl. Scholz 1999, Harras 2002). Der Adressat könnte die Äußerung als prototypisch ironisch verstehen, d.h., er könnte sie interpretieren als:

(2) Du bist nicht das Sahnehäubchen auf meinem Kaffee.

Wörtlich genommen, wäre diese Äußerung wenigstens wahr, aber dies nun auch wieder so offenkundig, dass ihre Eignung als Kommunikationsversuch der Behauptung, dass nicht p ('es ist nicht der Fall, dass die Freundin das Sahnehäubchen auf Peters Kaffee ist') aufgrund des Quantitätsprinzips „sage nichts, was du für selbstverständlich hältst“ für hinfällig gehalten werden

muss. Der Adressat wird schließlich zum metaphorischen Verständnis von (1) der Art gelangen: 'du bist für mich etwas ganz Besonderes'.

Damit haben wir die kommunikativen Bedingungen des Metaphorisierens – grosso modo auf der Basis des Griceschen Kooperationsmodells – bestimmt. Unklar bleibt allerdings, wie der Adressat zu seinem jeweiligen Interpretationsergebnis gelangt und warum der Sprecher zu Recht unterstellen kann, dass er dahin gelangt. Fragen wir uns deshalb weiter, was den Mehrwert einer metaphorischen im Vergleich zu einer direkten Äußerung ausmacht. Peter hätte schließlich auch sagen können: „Du bist für mich etwas ganz Besonderes“ und damit wäre das Sahnehäubchen eliminiert. Die alte Weisheit, die Metapher sei ein wie auch immer gearteter impliziter Vergleich, hilft uns dabei auch nicht weiter. Bei einer vergleichenden Äußerung

(3) Du bist wie das Sahnehäubchen auf meinem Kaffee.

bleiben das verglichene und das vergleichende Element geschieden, in der metaphorischen Äußerung fallen beide zusammen: die Freundin wird zum Sahnehäubchen auf dem Kaffee oder anders gesagt: die Freundin wird als Sahnehäubchen gesehen. Es ist genau jenes Wittgensteinsche Sehen-als, was die metaphorische Äußerung befiehlt. Um dieses 'x als y Sehen' bewerkstelligen zu können, bedarf es – metaphorisch gesprochen – eines optischen Hilfsmittels, einer Brille. Um x als y zu sehen, braucht man einen Gesichtspunkt, unter dem x und y einander ähneln. Dieser Gesichtspunkt ist die Brille, die es uns gestattet, das in unserer wörtlichen Kurzsichtigkeit als unverbindbar Empfundene miteinander zu verbinden. Mit der Brille erkennen wir das malerische Vermögen der Sprache, wie Ricoeur es ausgedrückt hat (vgl. Ricoeur 1986). Somit stellt auch jede metaphorische Äußerung, wie Rudi Keller betont, ein kleines Erkenntnismodell (vgl. Keller 1995) zur Verfügung. Das metaphorische Verfahren ist eine Methode, Erkenntnisse mit Hilfe einer ausgefallenen unkonventionellen Sichtweise zu erlangen bzw. zu vermitteln. Der Mehrwert der Metapher liegt also in ihrem Erkenntniswert. In unserem Beispiel wird ein Mensch im Licht eines sekundären Systems, dem der verfeinerten Getränke, gesehen und auf dem Hintergrund der dazu verfügbaren Assoziationen charakterisiert. Zusammenfassend können wir den Prozess des Metaphorisierens nun folgendermaßen bestimmen:

- 1) Metaphorisieren enthält eine Anweisung, etwas als etwas anderes zu sehen;
- 2) Metaphorisieren stellt durch die Verbindung des in der Sprache sonst Unverbundenen ein Erkenntnismodell zur Verfügung;
- 3) Metaphorisieren lebt sowohl produzierend als auch interpretierend vom Unkonventionellen, von Assoziationen;
- 4) Metaphorisieren ist unter diesen drei genannten Bedingungen ein Malen mit Sprache.

Wenn wir uns jetzt fragen, worin das Nicht-Mittun des Krauslesers bestehen könnte, haben wir zunächst die folgenden Möglichkeiten einer Antwort:

- 1) Der Leser ist unfähig, die Erinnerung als Stirn zu sehen; ihm fehlt ganz einfach die Brille. Dadurch ist er allerdings gezwungen, aus der Kommunikation auszusteigen.
- 2) Der Leser hat zwar die passende Brille, weigert sich aber, sie aufzusetzen. Das heißt: er weist das ihm angebotene Erkenntnismodell als unangemessen oder gar falsch zurück.
- 3) Der Leser hat zwar die Brille auf der Nase, sieht aber trotzdem schlecht, da sich die nötigen Assoziationen nicht einstellen. Er akzeptiert zwar das Erkenntnismodell als solches, aber seine eigene Erkenntnis ist gleich null.

Woran es dem Krausleser nun wirklich mangelte, werden wir leider nicht mehr erfahren. Soviel haben wir aber aus unseren Überlegungen gelernt: Die Rückverwörtlichung von metaphorischen Äußerungen verwirft den Hintergrund eines verbindlichen Erkenntnismodells, versagt die notwendige Komplizenschaft gemeinsamer Sichtweisen. Dies mag am Beispiel des Brecht-Zitats nur sehr vage deutlich geworden sein, da es sich hier natürlich um eine konventionalisierte Metapher handelt. Da taugt schon eher die Kraussche Sprachkritik, mit der die Komplizenschaft der gemeinsamen Sichtweisen zurückgewiesen wird.

Abschließend möchte ich noch auf zwei Verfahren verweisen, die mit der Rückverwörtlichung eng verwandt sind: die Parodie und der metaphorische Exzess. Das erste Verfahren ist wesentlich poetisch, das zweite politisch (d.h. ein Verfahren der politischen Sprachkritik) und poetisch zugleich. So bemüht Fritz Haug in seinem berühmten Aufsatz „Die Sprache des hilflosen Antifaschismus“ stellenweise das Verfahren des metaphorischen Exzesses, um die Unangemessenheit bzw. Falschheit des Erkenntnismodells der Krankheit für die Benennung von politischen Ereignissen in seiner letzten Konsequenz vor Augen zu führen. Für die Poetik fordert Peter Rühmkorf die parodistische Fortbildung der Metapher, um die Kraft der interpretatorischen Schemata der Welt, die sie bereitstellt, zu erneuern und so vor der Erstarrung in Klischees zu bewahren (vgl. Müller-Richter/Larcati 1987, S. 212). Und Günter Grass, der Nobelpreisträger, macht alles auf einen Schlag, wenn er in seinem Essay „Der Inhalt als Widerstand“ (1957) schreibt:

Was kann man nicht alles machen, wenn man Phantasie hat. Neue Perspektiven, Konstellationen, Strukturen, Aspekte, Akzente; und alles noch nie dagewesen. Die Maler entdecken die Fläche (als hätte Raffael Löcher in die Leinwand gebohrt), die Lyriker verweisen auf ihr Unterbewußtsein und träumen, wenn auch literarisch ergiebig, nicht ohne Angst, selbst in diesem Metaphereldorado zum Epigonen werden zu können oder, was noch schlimmer wäre, von epigonalen Traum- und Unterbewußtseinsräubern ausgeplündert zu werden.

Unterdessen liegen die Inhalte, ihrer selbst überdrüssig, nach wie vor auf der Straße und schämen sich ihres Inhalts. (aus: Müller-Richter/Larcati 1987, S. 202)

Literatur

Ansen, Reiner (1993): Defigurationen. Versuch über Derrida. Würzburg.

Harras, Gisela (2002): Sprachproduktion als kommunikatives Handeln: Sprachphilosophische Grundlagen. In: Herrmann, T. & Grabowski, J. (Hg.): Sprachproduktion. Frankfurt a.M. S. 899-930.

Keller Rudi (1995): Zeichentheorie. Tübingen.

Kraus, Karl (1987): Die Sprache. Frankfurt a.M.

Müller-Richter, Klaus/Larcati, Arturo (Hg.): Der Streit um die Metapher. Poetologische Texte von Nietzsche bis Handke. Darmstadt.

Ricoeur, Paul (1986): *Die lebendige Metapher*. München.

Scholz, Oliver (1999): *Verstehen und Rationalität*. Frankfurt a.M.

Willer, Stefan (2002): *Orte, Örter, Wörter. Zum locus ab etymologia zwischen Cicero und Derrida*. DFG-Symposium „Rhetorik, Figuration und Performanz“, Villa Vigoni. Ms.